

## Der Teufel hat noch eine Rechnung offen

Velofahrer mühen sich an diesem sonnigen Maitag keuchend die Kehren in der Schöllenschlucht hinauf, werden von Motorradfahrern in schwarzen Lederkombis auf knatternden Maschinen überholt. Auf der Brücke, die des Teufels Namen trägt, steigen Touristen aus ihren Autos und schauen in die schäumende Gischt der Reuss hinunter. Wenn sie ihren Blick einen Moment vom Lenker, von der Strasse oder vom stiebenden Wasser losreissen und an der senkrechten Felswand des Spitzli hinaufschauen würden, sähen sie den Leibhaftigen hoch oben auf der Felskante hocken. Sie würden sein höhnisches Meckern hören und gar den schwefligen Gestank seiner Fürze riechen. Aber sie sehen den Teufel nicht, der auf sie hinunter schaut und darüber nachdenkt, wie er sich an den Urnern rächen könnte, mit denen er noch eine Rechnung offen hat.

Bald achthundert Jahre ist es her, seit einer dieser Urner in seiner Verzweiflung über die Schwierigkeiten beim Brückenbau ausrief: „So sell doch dr Tiifel diä Brugg buiä!“ Das musste man ihm nicht zweimal sagen. Gegen ein bescheidenes Honorar war er gerne bereit, eine Brücke zu bauen, damit die Urner ihr Vieh und den Käse in den Tessin und nach Italien tragen und dafür Salami und Wein heimbringen konnten. Auch dass sie ab und zu eine südländische Schönheit ins karge Tal mitbrachten, war ganz in seinem Sinn, sahen doch die Hüter der katholischen Moral schwarz und rot, wenn ein lebenslustiges Mädchen mit feurigen Augen in den Dörfern auftauchte und den einheimischen Burschen den Kopf verdrehte. Die Urner meinten, sie seien schlauer als der Teufel. Sie interpretierten den Preis, den der Teufel für den Brückenbau forderte, grosszügig um. Statt der ersten menschlichen Seele, die ihm gehören sollte, schickten sie einen Geissbock über die Brücke. Das erzürnte ihn damals so sehr, dass er den grössten Felsbrocken, den er finden konnte, an den Rand der Felswand trug, um ihn auf die Brücke hinunter zu schmettern. Dummerweise begegnete er auf dem Weg dorthin einer jungen, gottesgläubigen Frau, die nichts Besseres zu tun wusste, als ein Kreuz auf den Felsbrocken zu zeichnen. Das fürchtete er mehr noch als das Weihwasser. In seiner Wut und Aufregung entglitt ihm der riesige Stein und kollerte in die Schlucht hinunter fast bis nach Göschenen, wo er am Rand des Saumwegs liegen blieb. Das Gelächter und Gejohle der Urner hallte von der Brücke herauf und dröhnt ihm noch heute in den Ohren.

Achthundert Jahre ist das her und seine Wut ist noch nicht abgekühlt. Er hat sich seither immer wieder zu rächen versucht, hat Lawinen ins Tal geschickt, Felsstürze ausgelöst, Kriege angezettelt und Intrigen gestiftet, die die Talbewohner hinter einander hätten bringen sollen. Aber die Urner erwiesen sich als zähe Gegner. Schon die Habsburger hatten sie zum Teufel gejagt, und auch Napoleon und der russische General Suworow mussten nach kurzer Zeit das Feld räumen. Im zwanzigsten Jahrhundert wagten es die fremden Heere trotz seiner arglistigen Anstiftung gar nicht mehr bis zum Gotthard vorzudringen. Alle seine Versuche, es den Urnern heimzuzahlen, scheiterten. Im Gegenteil: Sie bauten Stauseen, Autobahnen, Eisenbahnlinien, bohrten Tunnels durch die Berge, hinter denen sie sich seinem Zugriff entzogen, stellten Hotels auf und liessen sich von Seilbahnen auf jeden Berg hinauf befördern. Von ein paar Wassereinbrüchen, Felsstürzen, Überschwemmungen und Schlammlawinen, mit denen er sie ärgerte, liessen sie sich nicht aufhalten. Es war zum Verzweifeln.

Den Gipfel der Frechheit leisteten sich die Urner im April, als sie es zulassen, dass die Zürcher ihren Böögg auf seiner Brücke in der Schöllenschlucht verbrennen konnten. Er schäumte vor Wut und war drauf und dran, einen noch grösseren Felsbrocken als damals auf die Festgemeinde auf der Brücke hinunter zu knallen. Er freute sich schon auf die auseinander stiebenden Zünfter in ihren seltsamen Kostümen und die aufgeschreckten Pferde, die ihre Reiter abwerfen.

Und dann kamen sie gar nicht! Nur eine kleine Truppe von Handwerkern und Ingenieuren schichtete den Scheiterhaufen auf und baute den läppischen Schneemann neben seiner Brücke. Mindestens eine Blaskapelle, die den Sechseläutemarsch spielen würde, hatte er schon erwartet. Als der Landammann von Uri schliesslich das Feuer entzündete, stand der Teufel mit dem Felsbrocken auf dem Buckel bereit. Er sah die züngelnden Flammen, hörte das Knistern der Reisigbündel, zog den beissenden Rauch in seine Nüstern ein und nahm Anlauf. In dem Moment explodierten die ersten Petarden im Bauch des Böögg. Der Teufel verlor kurz das Gleichgewicht, der Felsen entglitt ihm und krachte auf der andern Seite des Berges in ein Tobel. Das Rumpeln des Steines hallte von den Felswänden und vermischte sich mit dem Geknalle weiterer Feuerwerkskörper. Die johlende Gästeschar staunte über die Urgewalt, die der Böögg in der Bergwelt entfachte und mit welcher Wucht der Kopf nach knapp dreizehn Minuten zerbarst. Das wird ein schöner Sommer werden!

Nun sitzt er hoch über dem Tal, wütender denn je und brütet über noch raffiniertere Wege, wie er die offene Rechnung mit den Urnern begleichen könnte. Er hat sein ganzes Repertoire an konventionellen Zerstörungsmethoden ausgeschöpft, ohne sein Ziel zu erreichen. Neidvoll, aber auch mit einer teuflischen Portion Schadenfreude beobachtet er, mit welchem Einfallsreichtum die Menschen sich selbst das Leben schwer machen. Da muss er gar nicht mehr eingreifen! Aber vor allem eines ärgert ihn: dass nicht er auf die Idee mit dem Virus gekommen ist! Verdammt!

*Erklärung für Leserinnen und Leser, die mit den lokalen Traditionen nicht vertraut sind: Im April wird in Zürich jedes Jahr am „Sechseläuten“ der Böögg auf einem Scheiterhaufen verbrannt, eine zehn Meter hohe Schneemann-Figur, die mit Knallkörpern gefüllt ist. Die Zünfter von Zürich galoppieren dabei mit Pferden um den brennenden Scheiterhaufen. Die Dauer bis der Kopf explodiert, wird als Voraussage für den Sommer gewertet: je schneller der Kopf zerbricht, desto besser, wärmer, trockener wird der Sommer. Dieses Jahr wurde die Zeremonie aus Pandemiegründen auf die Teufelsbrücke in der Schöllenschlucht in Uri verlegt, als Ehrerbietung an den Kanton Uri, der schon zweimal als Gastkanton eingeladen war.*